04 Danker 01.06.2008 16:35 Uhr Seite 127

„Im Kriege kommen die höchsten Errungenschaften der Menschen zur vollen Entfaltung; ganze Völker stehen auf, um ihr alles, Gut und Blut, Leib und Leben an die Niederwerfung des Feindes zu setzen, die Sucht nach Gewinn und Besitz, nach Wohlleben und Genuß hört auf, die Haupttriebsfeder des menschlichen Tuns zu sein, und der edelste Gedanke, die Opferung des eigenen Lebens für das Vaterland, besiegt die menschliche Selbstsucht."
(Parole, Deutsche Kriegerzeitung 1904)[2]

Uwe Danker:[1] Im richtigen Krieg oder im falschen Film?

Frontsoldaten aus Nordschleswig 1914 bis 1918

Als im August 1914 Millionen deutsche Männer an die Waffen gerufen und in den schnell entfesselten Ersten Weltkrieg geschickt wurden, befanden sich unter ihnen auch ‚Preußen', die sich fragen mochten, ob es ihr Krieg oder ein falscher Film[3] sei, den sie aktiv mit handelnd erleben und erleiden mussten: Ich meine jene Nordschleswiger, die als dänisch Gesinnte ihre kulturelle Treue zum ‚Alten Vaterland' – nämlich Dänemark – gepflegt und verteidigt hatten, aber jetzt unter Einsatz ihres Lebens für das Deutsche Reich gegen Franzosen und Russen und andere kämpfen mussten.

Dieser Krieg würde gegen alle Erwartungen mehr als vier Jahre dauern, unvorstellbares Leid über Europa bringen, Generäle würden ganze Alterskohorten förmlich verheizen und Giftgas einsetzen, einfache Soldaten würden gegen neue Waffensysteme hilflos sein, falsch eingesetzt werden und monate-, manchmal jahrelang in surrealen Grabenlandschaften in Rufweite ihrer so genannten Feinde vegetieren, an der ‚Heimatfront' würden oft Not und Hunger den Kriegsalltag bestimmen.[4] – Diese Rahmenerfahrungen machten mehr oder weniger alle Familien der europäischen Konfliktparteien. Je länger der Krieg anhielt, desto mehr verzweifelten Ungezählte an diesem Wahnsinn, wurden manche zu Pazifisten, blieben andere im alten Denken, suchten Sinn im Ganzen. Ob Deutsche oder Österreicher, ob Franzosen oder Russen, sie alle durften 1914 aber tröstend davon ausgehen, dass sie ihre Nation verteidigten, im Dienste ihres Vaterlandes ständen, das sich in Not und Bedrängnis befände und auf sie und ihren heldenhaften Einsatz angewiesen wäre.

Für die dänisch gesinnten Nordschleswiger, und diese stellten, wie wir heute wissen, die deutliche Mehrheit der Bevölkerung in der Region, galt das nicht: Dieser Krieg, in dem die Mutternation Dänemark bis zum Ende eine erfolgreiche Politik der Neutralität betrieb, war fraglos nicht ihr Krieg! Für diese Soldaten musste sich die Sinnfrage anders als für ihre Kameraden stellen; für ihre in der Heimat verbliebenen Familien auch!

Und doch muss ich gleich am Beginn meiner Überlegungen auf ein Paradoxon der Geschichte hinweisen! Obwohl es nicht ihr Krieg war, auch kein Krieg, der ihre unmittelbaren Interessen tangieren sollte, trat genau das am Ende doch ein: Der zu Unrecht immer in seiner Gänze kritisierte, in manchem völkerrechtlich ambitionierte Versailler Friedensvertrag verlangte – nach kluger Politik und diplo-

1 Es handelt sich um die überarbeitete Fassung eines Vortrags, den der Autor am 2.11.2002 im Rahmen der vom Institut for Grænseregionsforskning (Åbenrå) und dem Institut für Zeit- und Regionalgeschichte (IZRG Schleswig) in der Akademie Sankelmark durchgeführten Konferenz „Das deutsch-dänische Grenzland in der Zeit des Ersten Weltkrieges" gehalten hat.

2 Parole. Deutsche Kriegerzeitung, 88, 2.11.1904, S. 873. Zitiert nach Thomas Rohkrämer: Der Gesinnungsmilitarismus der ‚kleinen Leute' im Deutschen Kaiserreich, in: Wolfram Wette (Hg.): Der Krieg des Kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1995, S. 95-109, hier: 103.

3 Übrigens als Medium noch kaum bekannt, aber im Krieg erste massenmediale Bedeutung entfaltend!

4 Vgl. Wolfgang Michalka (Hg.): Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München 1994; Niall Ferguson: Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, München 2001; zuletzt als Gesamtschau: Wolfgang J. Mommsen: Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914-1918 (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte, 10. Auflage, Band 17), Stuttgart 2002. Als Klassiker: Fritz Fischer: Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18, Düsseldorf 1961; derselbe: Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914, Kronberg 1969.

Blatt Nr. 85

Mobilmachungsbefehl.

Zeitung Nr. 2153
Telegramm Nr.
Aufgenommen von Fe
den 1/8 1914
um 6 Uhr 22 Min. N
durch K.

Telegraphie des Deutschen Reichs.
Amt Sonderburg

Telegramm aus Berlin. W. den / um Uhr Min.

Mobilmachung befohlen, unter Mobilmachungstag
der 2. August.
Dieser Befehl ist sofort öffentlich bekannt zu machen.
Königl. Zeughaus.

Kaiserliche Post- (Telegraphen-) Station
Engelhardt (Stempel der Ortsbehörde)

Abb. 1: Mit der deutschen Mobilmachung im August 1914 begann auch für die dänisch gesinnten Nordschleswiger der Kriegsdienst für das deutsche Kaiserreich. (Svend Falkner Sørensen: Faneflugt?, Åbenrå 1989)

matischen Interventionen nordschleswigscher und dänischer Politiker – mit der Realisierung des Selbstbestimmungsrechts auch die 1920 durchgeführten Abstimmungen in der deutsch-dänischen Grenzregion,[5] die schließlich die Grenzrevision einleiteten. Die Abtretung Nordschleswigs brachte die große Mehrheit der dänischen Nordschleswiger heim ins ‚Alte Vaterland'! – Das war ein Aspekt, den wohl niemand, jedenfalls kein realistisch orientierter Politiker, 1914 oder in den folgenden Kriegsjahren hatte erkennen können …

Ich möchte mit meinem Beitrag versuchen herauszuarbeiten, ob die an die Front befohlenen dänischen Nordschleswiger mit besonderen Nöten zu kämpfen hatten, wie sie die Sinnfrage beantworteten und wie ihr heimisches Umfeld agierte. Neben einem kursorischen Blick in die Literatur konzentriere ich mich auf ganz wenige ausgewählte Quellen. Was mich dabei überhaupt nicht interessiert, sind zahlreich vorliegende retrospektive Kriegserinnerungen:[6] Sie sind immer mit der Brille des Hinterher, des Wissens um das Ende der Geschichte verzerrt, in unserem Fall eines paradoxen Ausgangs wirkt dieser Faktor besonders stark. Ich konzentriere mich vielmehr auf einige zeitgenössische Äußerungen von nordschleswigschen Politikern in den ersten Kriegsjahren und auf markante, letztlich nur mit aufwendiger Quellenkritik zu interpretierende Publikationen von Feldpostbriefen dänisch gesinnter, durchweg dänisch schreibender Nordschleswiger: Die eine, herausgegeben von dem offenbar

5 Vgl. Uwe Danker: „Es war etwas faul im Staate Dänemark." Der Abstimmungskampf in der deutsch-dänischen Grenzregion 1920, in: Uwe Danker, Die Jahrhundert-Story, Band 2, Flensburg 1999, S. 8-27; Inge Adriansen und Broder Schwensen: Von der deutschen Niederlage zur Teilung Schleswigs 1918-1920, Flensburg / Åbenrå 1995; Troels Fink: Nach 60 Jahren: Die Teilung Schleswigs 1920, in: Grenzfriedenshefte Nr. 2 1980, Flensburg 1980, S. 79-85; Manfred Jessen-Klingenberg: Die Volksabstimmungen von 1920 im historischen Rückblick, in: Grenzfriedenshefte, Nr. 3 1990, Flensburg 1990, S. 210-217.

04 Danker 01.06.2008 16:35 Uhr Seite 129

recht ertragreichen dänischen Autor Harald Nielsen (1879-1957)[7], erschien in zwei dänischsprachigen Originalbänden in mehreren Auflagen während des Krieges in Kopenhagen,[8] und ins Deutsche übersetzt, 1916 im Jenaer Eugen Diederichs Verlag,[9] insbesondere, um einem breiten deutschen Publikum die Zuverlässigkeit der Nordschleswiger Soldaten zu ‚beweisen'. Die Originalausgaben tragen eindeutige Titel: „Danske Soldatenbreve"; also „dänische Soldatenbriefe"; im deutschen Verlag lautet der Titel: „Nordschleswigsche Soldatenbriefe aus dem Weltkriege". Als Referenzband habe ich das 1917 ebenfalls in Kopenhagen herausgegebene Buch von Martha Ottosen unter dem Titel „Breve til Hjemmet fra sönderjyske Soldater" hinzugezogen. Die Funktion dieses Bandes sollte es sein, die „Südjüten" in der dänischen Mutternation nicht zu vergessen und ihnen durch massenhaften Verkauf materielle Unterstützung zukommen zu lassen.[10]

1914, im Jahr der Entfesselung des Krieges, war das Herzogtum Schleswig seit fast fünf Jahrzehnten Teil einer preußischen Provinz. Die im nördlichen Teil, ziemlich exakt jenseits der heutigen, 1920 gewonnenen Grenze, lebende Bevölkerung war und blieb stark mehrheitlich dänisch gesinnt und behielt auch das vom Dänischen abgeleitete Platt, das Sønderjysk, bei. In dieser ‚Nordschleswig' genannten Region bestimmten seither preußische Verwaltung und deutsche Staatsbürgerschaft das Leben, und zwar mit allen Pflichten, zu denen selbstverständlich auch der zwei- bis dreijährige Militärdienst für alle jungen Männer zählte. Das Überlebensprinzip der dänischen Mehrheitsbevölkerung definierte sich durch eine absolute formale und immer wieder beschworene Loyalität dem deutschen Staat gegenüber unter Beibehaltung und Pflege der eigenen kulturell-nationalen Identität mit der vagen und fernen Hoffnung auf eine Grenzrevision etwa durch eine aus dem preußisch-österreichischen Friedensvertrag abgeleitete Abstimmungsklausel.[11] Zum Teil zusammen mit deutschen Nordschleswigern, zum Teil gegen deren erklärte Einsichten agierte der deutsche Obrigkeitsstaat phasenweise sehr unsensibel und gewaltsam; insbesondere die kurze Ära (1897–1901) des Oberpräsidenten von Köller sei erwähnt. Das änderte nichts daran, dass sich in Nordschleswig weiterhin zwei gut organisierte, sehr wortgewaltige und mit allen möglichen Rechten und sonstigen guten Gründen argumentierende nationale Gruppen gegenüber standen, die aller tradierten Nachbarschaft zum Trotz einander misstrauten und eine instabile Grundsituation fühlten. Insbesondere ab 1907 trat eine verschärfte Polarisierung ein.[12] Kriegervereine bildeten auf der minderheitlichen deutschen Seite die Massenbasis gegen die dänische Bewegung, das Bismarckdenkmal auf dem Knivsberg symbolisierte seit 1901 den zentralen Aufmarschort, allein in Flensburg vereinigten sich mehr als 500 Veteranen des Krieges 1870/71.[13] Der ‚dänische Vereinsnationalismus'[14] bildete die Antwort der anderen Seite.

Man geht heute davon aus, dass circa 30 000 dänisch gesinnte Nordschleswiger im Ersten Weltkrieg kämpften; etwa 5 000 bis

6 Vgl. Bernd Ulrich: Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg – Bedeutung und Zensur, in: Peter Knoch (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989, S. 40-75, hier 40f. Z.B.: Jørgen Kreutzmann: Når retsind fører ordet. Mathias Mygind. En sønderjyde i 1. Verdenskrig. Dokumentarroman fra Østfronten baseret på breve og dagbøger, Odense 1999; Poul G. Wemmelund: Denne onde Krig. Uddrag af Hans Bruuns dagbogsnotater og hans brevveksling med hustruen Sofie Bruun under 1. verdenskrig 1914-1918, Herning 2000.

7 Zur Person: Nina Bjrnebø: Manden, der overlevede sin skaebne Harald Nielsen 1879-1957, København 1981.

8 Harald Nielsen: Danske Soldatenbreve / samlede og udg. af Harald Nielsen, Teil 1 København / Kristiania 1917[2]; Teil 2 København / Kristiania 1918[2].

9 Harald Nielsen (Hg.): Nordschleswigsche Soldatenbriefe aus dem Weltkriege, Jena 1916.

10 Martha Ottosen (Hg.): Breve til hjemmet fra sønderjyske soldater, København 1917, Vorwort.

11 Manfred Jessen-Klingenberg, Alexander Scharff: Geschichte Schleswig-Holsteins. Ein Überblick, (‚Territorienploetz') Würzburg 1991[5], S. 87.

12 Vgl. Hans Schultz Hansen: Demokratie oder Nationalismus. Politische Geschichte Schleswig-Holsteins 1830-1918, in: Ulrich Lange (Hg.): Geschichte Schleswig-Holsteins. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Neumünster 1996, S. 427-486, hier: S. 481f.

13 Vgl. Harm-Peer Zimmermann: „Mit Gott für Kaiser und Reich". Kleinbürgerlicher Gesinnungsmilitarismus zur Kaiserzeit, in: Gerhard Paul, Uwe Danker, Peter Wulf (Hg.): Geschichtsumschlungen. Sozial- und kulturgeschichtliches Lesebuch Schleswig-Holstein 1848-1948, S. 87-92, hier: S. 91.

04 Danker 01.06.2008 16:35 Uhr Seite 130

6 000 von ihnen fielen.[15] Es starb also ungefähr jeder Fünfte, während im Verlauf der Jahre insgesamt circa 2 500 Nordschleswiger sich entzogen oder desertierten.[16] Im deutsch-französischen Krieg 1870/71 noch hatten sich dänisch gesinnte Nordschleswiger dem Wehrdienst für das Deutsche Reich dadurch entziehen können, dass sie, was ihnen nach dem ‚Wiener Frieden' für sechs Jahre gewährt worden war, die dänische Staatsbürgerschaft erwarben. Diesen „Optanten" machte man es allerdings nicht leicht, später in ihre Heimat zurück zu kehren.[17] 1914 war die Option ohnehin nicht mehr vorhanden. Jetzt, mit der Mobilisierung, fanden dänisch und deutsch gesinnte Nordschleswiger sich als Landsturmangehörige zwangsweise vereint. Während sich auf Initiative von Theaterintendant Bornstedt deutsch gesinnte Flensburger auf mehreren „Deutschen Abenden" national und patriotisch förmlich aufluden,[18] war für dänisch Gesinnte die Kriegsteilnahme eine „Pligtspørgsmålet", eine „Frage der Pflicht".[19]

I. Strategische Überlegungen und patriotische Ansichten. Am 7. August 1914 schreibt der Journalist H. P. Hanssen (1862 – 1936), der politische Führer der dänisch gesinnten Nordschleswiger, den der dänische Historiker Hans Schultz Hansen als „ersten modernen Minderheitspolitiker in Schleswig" bezeichnet,[20] in seiner eigenen, dänisch orientierten Apenrader Zeitung Hejmdal „Ein ernstes Wort".[21] In dem bemerkenswerten Dokument heißt es einleitend: „Da gibt es geäußerte Zweifel darüber, wie weit wir dänischen Nordschleswiger unsere Pflicht wahrnehmen wollen, wenn Krieg ausbricht. Gegenüber dieser Art Andeutungen haben wir immer hervorgehoben, dass in der Stunde der Gefahr die Gesetzestreue und das Pflichtbewusstsein der nordschleswigschen Bevölkerung ihre Probe bestehen werden."

An diesem 7. August 1914 kann er bereits zurück blicken und nordschleswigsche Soldaten qualifizieren: „Die Begebenheiten der letzten Tage haben uns Recht gegeben. Die Mobilisierung schreitet schnell voran. Wenn sie beendet ist, werden 15 000 dänische Nordschleswiger in den Reihen des deutschen Heeres stehen. Und die Offiziere des Heeres, die in Friedenszeiten in großem Ausmaß nordschleswigschen Soldaten Vertrauensposten gegeben haben, werden sicher auch im Krieg schnell auf deren hervorragende Eigenschaften, auf ihre Nüchternheit, ihre Kaltblütigkeit, ihre Tüchtigkeit, ihre Intelligenz und ihr Pflichtgefühl setzen."

Nun würden „in gewissen Kreisen" Zweifel geäußert, „inwieweit der nichtwehrpflichtige Teil der nordschleswigschen Bevölkerung sich seiner Verantwortung bewusst ist und seine staatsbürgerlichen Pflichten im Krieg erfüllen wird." Denen sei geantwortet, dass die Heimat stehe: „Wir waren und sind immer überzeugt davon, dass genauso energisch, wie die dänischen Nordschleswiger immer gefordert haben, ihre staatsbürgerlichen Rechte zu respektieren, sie ebenso gewissenhaft ihre staatsbürgerlichen Pflichten erfüllen werden in dieser ernsten Zeit! Es gibt kaum ein Heim in Nordschleswig, das nicht nähere Angehörige im Feld hat. Unsere Söhne, Brüder, Män-

14 Vgl. Hans Schultz Hansen (wie FN 12), S. 479f.

15 Vgl. Svend Falkner Sørensen: Faneflugt? Dansksindede soldaters flugt fra tysk krigstjeneste 1914-18, Åbenrå 1989, S. 9; Niels H. Kragh-Nielsen: Sønderjyder i den store krig 1914-18, Åbenrå 1993, (ausdrücklich Bezug nehmend auf H. P. Hanssen:) S. 3; abweichend davon lediglich 5000 Opfer: Jørgen Kreutzmann (wie FN 6), S. 9.

16 Vgl. Svend Falkner Sørensen (wie FN 15), S. 9.

17 Vgl. Manfred Jessen-Klingenberg (wie FN 11), S. 87f.

18 Vgl. Kurt Jürgensen: „Deutsche Abende – Flensburg 1914". Ein Beitrag zum Verhältnis von Volk, Staat und evangelischer Kirche nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: GWU 20 (1969) Heft 1, S. 1-17.

19 Svend Falkner Sørensen (wie FN 15), S. 16.

20 Hans Schultz Hansen (wie FN 12), S. 479.

21 Dänischsprachiges Original dokumentiert in: Svend Falkner Sørensen (wie FN 15), S. 21. Übersetzung: Ute Müller.

04 Danker 01.06.2008 16:36 Uhr Seite 131

Et Alvorsord.

Der er ofte ytret Tvivl om, hvorvidt vi danske Nordslesvigere vilde gøre vor Pligt, hvis der udbrød Krig. Overfor den Slags Antydninger har vi altid hævdet, at den nordslesvigske Befolknings Lovlydighed og Pligttroskab nok skulde staa sin Prøve i Farens Stund.

De sidste Dages Begivenheder har givet os Ret. Mobiliseringen skrider hurtigt fremad. Naar den er endt, vil der staa henved 15,000 danske Nordslesvigere i den tyske Hærs Rækker. Og Hærens Officerer, som i vid Udstrækning har givet Soldaterne fra Nordslesvig Tillidsposter i Fredstid, vil sikkert ogsaa under Krigen hurtigt lære at sætte Pris paa deres fremragende Egenskaber, deres Ædrueligheed, deres Koldblodighed, deres Dygtighed, deres Intelligens, deres Pligtfølelse.

I visse Kredse ytrer man nu Tvivl om, hvorvidt den ikke-værnepligtige Del af den nordslesvigske Befolkning er sig sit Ansvar bevidst og vil opfylde sine statsborgerlige Pligter under Krigen. Dette er for os hævet over enhver Tvivl. Vi er og har altid altid været overbeviste om, at ligesaa energisk, som de danske Nordslesvigere altid har krævet deres statsborgerlige Rettigheder respekterede, ligesaa samvittighedsfuldt vil de opfylde deres statsborgerlige Pligter i disse alvorlige Tider.

Der er næppe et Hjem i Nordslesvig, som ikke har nære Paarørende i Felten. Vore Sønner, Brødre, Mænd og Fædre staar i Øjeblikket i den tyske Hærs Rækker. Det er under disse Omstændigheder — rent bortset fra den nordslesvigske Befolknings rolige Besindighed og dybt indgroede Lovlydighed — ganske utænkeligt, at den skulde svigte sin Pligt.

Vi danske Nordslesvigere vil ogsaa i denne Henseende gøre vore Modstanderes Tvivl til Skamme.

Abb. 2: „Et Alvorsord" – H. P. Hanssen, der politische Führer der dänisch gesinnten Nordschleswiger, betont in der Apenrader Zeitung „Hejmdal" vom 7. August 1914 „die Gesetzestreue und das Pflichtbewusstsein" der Nordschleswiger. (Svend Falkner Sørensen: Faneflugt?, Åbenrå 1989)

ner und Väter stehen im Augenblick in des deutschen Heeres Reihen. Unter diesen Umständen – abgesehen von der ruhigen Besinnung und tief eingegrabenen Gesetzestreue der nordschleswigschen Bevölkerung – ist es gänzlich undenkbar, dass diese ihre Pflicht versagt."

Und schließlich folgt das einzigartige rhetorische Finale: „Wir dänischen Nordschleswiger wollen auch in dieser Hinsicht unseres Gegners Zweifel beschämen." – Damit gelingt es H. P. Hanssen erfolgreich, vor seinen Landsleuten eine notgedrungene und unglückliche Gesetzestreue zu begründen und diese schließlich sogar in eine minderheitenpolitische Offensive umzudeuten. Er spricht bei diesem ‚Burgfriedensmodell' nicht einmal von einer helleren Zukunft in einem dankbaren deutschen Staat oder gar von der erträumten Abtre-

04 Danker 01.06.2008 16:37 Uhr Seite 132

Nordschleswigsche Soldatenbriefe

aus dem Weltkriege

Herausgegeben von

Harald Nielsen

Erstes bis drittes Tausend

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena

1916

04 Danker 01.06.2008 16:37 Uhr Seite 133

tung an Dänemark, nein, er kündigt nur eines an: die anderen zu beschämen! Das ist vorsichtig-legalistische und politisch-kluge Vertretungsarbeit zugleich.

Und dennoch wird damit ein Preis eingefordert, der sinnlos und unermesslich klingt. Kluge Interessenvertretung Schwacher und der Verdacht der Kollaboration liegen nun einmal ganz eng beieinander. Die Kunst besteht darin, die Gratwanderung zu bestehen!

Drei Jahre später beginnt Martha Ottosen, die Herausgeberin dänischer Feldpostbriefe, ihre Einleitung wie folgt:[22] „In 50 Jahren haben die dänischen Nordschleswiger einen Sieg erkämpft und einen Kampf der Bewahrung ihres Mutterlandes und des Vaters Erde, als mitten im Sommer, wo alle ihre Organisationen Zuwachs und Zugang für die dänische Sache zeigten, die schwerste Bürde auf ihre Schultern gelegt wurde: Sie sollten ihre Söhne in einen Krieg senden für das Land, gegen das sie all die Jahre mit geistigen Waffen gekämpft hatten!“

Die Autorin findet eine überraschende Begründung für das Funktionieren der dänischen Nordschleswiger: „Wohl die wenigsten unter ihnen hatten erwartet, eine so bittere Stunde zu erleben. Aber ihre Treue gegen das Alte Vaterland und ihr in den Kämpfen erlebtes Pflichtgefühl gab ihnen Stärke, ihre Liebe zur Heimat gab ihnen Kraft. Die Bauern mussten ihren Pflug gegen Bajonette und ihre friedliche Tätigkeit gegen das blutige Handwerk des Krieges auswechseln.“

Im Anschluss daran liefert sie traurige Impressionen aus der Region: „Im vierten Jahr haben die Südjüten/Sønderjyderne nun im deutschen Heer gekämpft. Im vierten Jahr hat man sie von einem fremden Land in das andere geschickt. Viele sind gefallen in den blutigen Schlachten sowohl im Osten als im Westen. Viele mussten ihr Leben auf der See lassen. In ihrem schönen Heimatland herrschen Sorge und Not. Der unbefangene Gesang ist verstummt. Väter und Mutter begraben ihre Söhne, Hausfrauen ihre Männer und Kinder ihre Väter.

Auf den Märkten arbeiten fremde Landeskinder, die als Kriegsgefangene weit weg von ihrer Heimat gesandt wurden. Viele verschiedene Sprachen ertönen in Südjütland/Sønderylland in dieser Zeit. Aber leise sprechen die sorgenvollen Männer und Frauen.“

Trost böten allein Briefe der Feldpost: „Und doch können von Zeit zu Zeit die Augen in Freude leuchten, wenn ein Gruß aus der Ferne kommt. Die Briefe von den dänischen Nordschleswigern aus dem Feld, die Lichtpunkte in den schweren Jahren waren, haben Freude in der Heimat und eine starke Hoffnung auf eine bessere Zukunft geschaffen.

Doch die Briefe wurden seltener im letzten Jahr. Vielen versagt es die Stimme für immer und viele junge Soldaten fristen ihr Leben in fremdem Land im Gefangenenlager.“ Ottosens abschließender Wunsch lautet deshalb: „Nichts mehr als sie [diese Briefe] selbst können uns zeigen, dass sie [die ‚Südjüten‘] unserer Liebe wert sind. Deshalb wünsche ich mir, dass dieses Buch jedes Heim, jede Hütte

Linke Seite:
Abb. 3: „Beweis“ für die Zuverlässigkeit der Nordschleswiger: Edition von ins Deutsche übersetzten Soldatenbriefen (Svend Falkner Sørensen: Faneflugt?, Åbenrå 1989)

22 Dieses und die folgenden Zitate aus: Martha Ottosen (wie FN 10), S. 5-7. Übersetzung: Ute Müller.

04 Danker 01.06.2008 16:37 Uhr Seite 134

in Dänemark erreicht, dass es über das ganze Land verbreitet wird und dass es eine gute und reiche Ausbeute gibt, so dass die Südjüten/Sønderjyderne sehen, dass wir sie nicht vergessen in der Stunde der Not, sondern uns erinnern, dass sie ein Teil unseres Volkes sind, selbst wenn sie unter fremder Herrschaft leben."

Das alles ist nachvollziehbar: durch die Publikation, den Kauf und die Lektüre der Lebenszeichen von in unangenehmster und gefährlichster Pflicht stehenden Volksangehörigen den unter fremder Herrschaft Stehenden die Solidarität zu erweisen. Allerdings wird damit wohl auch kompensiert, dass das neutrale und kleine Dänemark nicht mehr machen kann – und will.

Harald Nielsen, der reichsdänische Herausgeber der „Dänischen Soldatenbriefe", argumentiert 1916 ebenfalls aus der Perspektive des neutralen Kopenhagen und für die Zielgruppe reichsdänische Leser und Leserinnen. Er wählt aber einen pathetischeren Zugang: „Was ist nun von ihnen, den Nordschleswigern, zu sagen? Die Antwort kann nur lauten, es sind Männer, und es sind dänische Männer."[23] – Wir sollten ein knappes Jahrhundert später in der Tat nicht vergessen, dass 1916 Krieg herrscht, das schönste Fest der Männlichkeit gefeiert wird! Nielsen fährt fort, diese (dänische) Männlichkeit werde von deutscher Seite auch gar nicht bestritten, ja, es sei hinreichend bekannt, „daß man den Mut, die Pflichttreue und Intelligenz der Nordschleswiger zu schätzen weiß."

23 Dieses und die folgenden Zitate aus: Harald Nielsen (wie FN 9), S. V.

Aber die ebenso wichtige und zu betonende dänische Gesinnung dieser Männer, die wolle er mit der Publikation der Feldpostbriefe dokumentieren: „Nicht nur unsere Gesänge und Sprichwörter sind es, die der Sprache Klang und Farbe, nicht nur unsere Kirchenlieder, die Trost und Verheißung geben – es sind unsere Sitten, unsere Hausgebräuche, unsere Vorstellungen, die den Hintergrund für die Erfahrungen bilden, von denen die Briefe zu berichten wissen: Wahrhaftig, es ist nicht nötig, vom Dänischtum zu reden, es ist überall zur Stelle." Ausdrücklich an das Publikum in Dänemark gerichtet schließt Nielsen sein Vorwort: „Wir haben Grund, stolz zu sein auf unsere Brüderschaft mit diesen Männern. Möchten wir auch das Recht dazu haben."

In der übersetzten, deutschen Ausgabe bei Diederichs kann aus diesen Zeilen natürlich nur zitiert werden. Der Adressatenkreis ist ein gänzlich anderer: Dieses Buch richtet sich jetzt an deutsche Leser und Leserinnen vor allem an der Heimatfront. Es liefert ein ja durchaus spannendes Randthema des Krieges – und soll Vertrauen in die als national unzuverlässig geltenden Nordschleswiger aufbauen.

Der 1896 gegründete Verlag von Eugen Diederichs wies 20 Jahre später ein sehr profiliertes und breites literarisches, philosophisches sowie gesellschaftsbezogenes Buchprogramm auf. Ein Flaggschiff des außerordentlich agilen Herausgebers wurde die rechtsintellektuelle Zeitschrift „Die Tat", Diederich selbst war schwer zu verorten im Spektrum zwischen Romantik, Kulturpessimismus, Moderne und später, während der Endphase der Weimarer Republik, der Konservativen Revolution, als Zehrer 1929 „Die Tat" übernahm.[24] Verlege-

24 Vgl. Irmgard Heidler: Der Verleger Eugen Diederichs und seine Welt (1896-1930), Wiesbaden 1998; Stefan Breuer: Kulturpessimist, Antimodernist, konservativer Revolutionär? Zur Position von Eugen Diederichs im Ideologiespektrum der wilhelminischen Ära, in: Justus H. Ulbricht, Meike G. Werner (Hg.): Romantik, Revolution und Reform. Der Eugen Diederichs Verlag im Epochenkontext 1900-1949, Göttingen 1999, S. 36-59; Andreas Meyer: Der Verlagsgründer und seine Rolle als "Kulturverleger", in: Gangolf Hübinger (Hg.): Versammlungsort moderner Geister. Der Eugen Diederichs Verlag – Aufbruch ins Jahrhundert der Extreme, München 1996, S. 26-89; Gangolf Hübinger: Der Verlag Eugen Diederichs in Jena. Wissenschaftskritik, Lebensreform und völkische Bewegung, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 31-45.

04 Danker 01.06.2008 16:37 Uhr Seite 135

risch wohl eher als liberal und offen zu kennzeichnen,[25] war Diederichs politisch gemäßigt deutschnational. Anfangs begeisterte er sich für den Ersten Weltkrieg,[26] später bremste er bei annexionistischen Kriegszielen und betonte die Gleichrangigkeit und Existenzberechtigung der Nationen und Völker, indes zum Teil unter deutscher Führung.[27] Wie alle Verlage schwenkte Diederichs 1914 sofort in eine zunächst triviale, dann anspruchsvoller werdende literarische Kriegsproduktion um.[28] Sein Einmünden in publizierte mäßigende Worte fand bereits 1915 statt. In diesem Sommer, den er auf der dänischen Insel Fanø verbrachte, verfasste er dort persönlich den neuen Verlagskatalog: „Zur Neuorientierung der deutschen Kultur nach dem Kriege:“[29]

Diederichs besaß also einen inhaltlichen sowie den persönlich-geografischen Zugang zum Aspekt der ‚dänischen Soldaten‘ im deutschen Heer. Nach diesen Hinweisen verwundert es nicht mehr so sehr, dass Diederichs den Band Harald Nielsens in deutscher Übersetzung verlegte. Wie es dazu im einzelnen kam, weiß ich nicht. jedenfalls spricht Vieles bei diesem engagierten Verleger dafür, dass er höchst persönlich das nicht gezeichnete Vorwort der deutschen Ausgabe verfasste. Verständnisvoll heißt es darin:

„Wir glauben es gern, dass in den Herzen mancher Nordschleswiger auch leidenschaftliche Empfindungen Platz haben, die sich wehren möchten gegen diese Teilnahme am Krieg, die doch ihr Los geworden; aber nicht darin reift der Mann, dass er der Leidenschaft seiner Empfindungen Luft macht, wie man in unserem Zeitalter der Presse und der demokratischen Hochspannung nur allzu sehr es übt, sondern darin, dass man klaren Auges, festen Willens und ruhigen Herzens den Weg geht, den das Schicksal uns weist:“[30]

Stark überwiegend, nämlich abgesehen von wenigen Sätzen zitiert er Nielsen und ausgiebig einen soeben in seiner eigenen Zeitschrift „Die Tat“ erschienenen Beitrag[31] eines gewissen Johannes Schmidt, in dem wir unschwer den Führer der deutsch gesinnten Nordschleswiger, den Pastor Johannes Schmidt-Wodder,[32] erkennen dürfen. – Ausgerechnet dieser nun als Vorwortproduzent für dänische Feldpostbriefe! Das hat Brisanz und erklärt sich nur aus der mit dem Buch generell verbundenen Intention.

25 Dafür spricht etwa die höchst erfolgreiche Publikation von Hugo Preuß: Das deutsche Volk und die Politik im Kriegsjahr 1915, vgl. Irmgard Heidler (wie FN 24), S. 409.
26 Vgl. Andreas Meyer (wie FN 24), S. 64; Stefan Breuer (wie FN 24), S. 47.
27 Vgl. Irmgard Heidler (wie FN 24), S. 167f., 395-398, 403f., 406-408.
28 Vgl. Andreas Meyer (wie FN 24), S. 61; Irmgard Heidler (wie FN 24), S. 390-398.
29 Irmgard Heidler (wie FN 24), S. 167.
30 Harald Nielsen (wie FN 9), S. XI.
31 Die Tat, April 1916.
32 Zur Person vgl. Peter Hopp: Johannes Schmidt, in: Schleswig-Holsteinisches Biographisches Lexikon. Hg. im Auftrage der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte von Olaf Klose und Eva Rudolph, Bd. 3, Neumünster 1974, S. 243-249.

Abb. 4: Pastor Johannes Schmidt-Wodder (1869-1959), führender Kopf der deutsch gesinnten Nordschleswiger. (Nordslesvig 1920-1970. Historisk Billedbog ved O. Bech og E. Bram. Udg. af Hist. Samfund for Sønderjylland, Tønder 1970)

04 Danker 01.06.2008 16:37 Uhr Seite 136

Schmidt-Wodder ist in diesen Jahren ein eher mäßigend ausgleichender, zugleich aber unbeirrt die Interessen der deutschen Nordschleswiger wahrnehmender Akteur. Vor allem aber gilt eines: Er weiß, wovon er spricht, er kennt das Leben und die Menschen in Nordschleswig. Während die offizielle staatliche Politik seit 1907 wieder eher auf Konfrontation mit den Dänen Nordschleswigs ausgerichtet war, was Schmidt-Wodder ausdrücklich kritisierte, gründete er mit anderen den internen „Nordschleswiger Pastorenverein" und den breit angelegten „Verein für deutsche Friedensarbeit".[33] 1916, mitten im Krieg, äußert dieser Schmidt-Wodder sich also in der Zeitschrift „Die Tat" zum Kriegseinsatz dänischer Nordschleswiger:[34] Zunächst wolle er Gerüchten ausdrücklich widersprechen, in Nordschleswig seien alle Menschen „mit gleicher Begeisterung zur Fahne geströmt":

„Wahr ist, dass in Nordschleswig die Mobilmachung keinen Sturm erregter Empfindungen erweckte, sondern dass man still und gefasst den Weg der Pflicht betrat. … Größe nenne ich das, denn es war nicht die Stille des Todes, die über Nordschleswig lag, oder die Mattheit geknechteter Seelen, die nichts empfinden ließ. Es war die Größe der Stunde, vor der man verstummte, es war der starke Atem einer ungeheuren Kraftentfaltung, der alle ergriff, es war das tiefe Ehrfurchtsgefühl, das höhere Gewalten am Werke sah und eigenes Wünschen in Gottes Willen versenkte, und war eben deshalb ganz leise auch ein Ahnen, dass eigenes Schicksal sich vollende:"[35]

Die Ruhe habe auffälliger Weise in beiden nationalen Lagern Nordschleswigs geherrscht, was jedenfalls für Schmidt-Wodder, der sich konfrontiert sieht mit lauten Begeisterungserwartungen, die, wie wir heute wissen, auch sonst nicht überall vorkamen, erklärungsbedürftig ist: „Begeisterung war im dänischen Teile Nordschleswigs nicht. Man spürte das große Geschehen, ohne doch klar seine Deutung zu sehen oder zu wagen. Wir Deutschen empfanden es gleich mit elementarer Gewalt, dass nun unsere Stunde käme, … mehr das Leuchten in den Augen als das Hurra der Lippen verriet, wie unser Herz uns schlug in dem überwältigenden Hochgefühl, für unser Leben, für unsere Zukunft zu kämpfen:"[36]

Es ist für den Pastor die „Wucht der Ereignisse", die alle mitreißt, auch jene, die nicht sicher sein können, „für eigenes Glück zu kämpfen", handele sich doch auch um Leute, von denen zwar niemals „feindliche Umtriebe" zu befürchten waren, die „aber allerhand Hoffnungen auf eine andere Zukunft" hegten und dabei bestärkt wurden von ihrer Mutternation: „Sagen wir es rundheraus, das war bisher trotz aller Loyalität kaum der Fall gewesen, ja gerade die geflissentlich hervorgehobene und kaum anzuzweifelnde Loyalität war der Schutzmantel, unter dem man sein eigenes Leben weiterzuleben versuchte, mit dem unausgesprochenen Nebenwillen, ein fruchtbares Gegenseitigkeitsverhältnis zum deutschen Staat und Volk nicht aufkommen zu lassen:"[37]

Wer sich das vor Augen führe, müsse allerdings Schwierigkeiten haben, die derzeitige Kriegserfahrung zu verstehen und einzuord-

33 Vgl. Manfred Jessen-Klingenberg (wie FN 11), S. 89; Hans Schultz Hansen (wie FN 12), S. 482f.

34 Harald Nielsen (wie FN 9), S. VI-XI.

35 Ebenda, S. VIf.

36 Ebenda, S. VII.

37 Ebenda, S. VIII.

04 Danker 01.06.2008 16:37 Uhr Seite 137

nen. Denn: „Auf diese Weise konnte kein wirkliches Einleben Nordschleswigs in den deutschen Staatsverband erfolgen, und viele Deutsche – die meisten wohl – rechneten ganz offen damit, dass die Loyalität der Nordschleswiger unter solchen Verhältnissen keine ernste Belastungsprobe aushalten würde. Das ist aber ein Irrtum gewesen. Man hat sich getäuscht über die Zuverlässigkeit der Nordschleswiger … Man hat sich getäuscht auch über die Festigkeit der eigenen Staatsordnung."[38]

Auch diese preußisch-deutsche Staatsordnung habe Stärke bewiesen, als „der große Ernst an alle herantrat". Die Zuverlässigkeit der dänischen Nordschleswiger müsse indes besonders gewürdigt werden: „Kein Zweifel, für Nordschleswig ist es eine harte Sache, dem Staate zu geben, was des Staates ist, auch das Leben, aber es hat sein Leben gegeben, und schon deckt der Rasen eine Blutsaat von über 2000 Nordschleswigern, die für uns gefallen, und etwa jeder sechste Mensch Nordschleswigs steht noch jetzt für uns auf der Wacht gegen den Feind." Im Übrigen gelte für den einfachen Soldaten: „Wenn er an der Front seine dänischen Lieder singt und seine Sprache redet, dann erleichtert ihm das, die Mühen und den Ernst des Krieges zu ertragen."[39] Jenen aber, die im Reich betonten, dass diese Menschen immer noch Dänen blieben, sei deutlich gesagt: „Es wäre niedrig gedacht, diesem Opfer seinen Wert nehmen zu wollen, wollte man geltend machen, dass sie damit noch nicht uns ihr Herz gegeben." Man hätte zwar allen Grund, „auf die Festigkeit unserer Staatsordnung uns zu verlassen"; aber zugleich sollte man sich fragen, „ob wirklich durch Staatsgewalt alles zu erreichen ist?"

Damit kommt Schmidt-Wodder zu seinem eigentlichen Anliegen: „Weil eben diese doppelte Tatsache besteht, so ist für uns die fast zwingende Folge, dass wir einen Kampf aufgeben, der aussichtslos ist, und Vertrauen fassen, dass erst, wenn weitherzig Lebensraum für des Nordschleswigers Art in unserem Reich geschaffen wird, die Aussicht sich eröffnet, dass er wie jetzt an der Front so auch in der künftigen Friedensarbeit uns seine reichen Kräfte zur Verfügung stellen wird.

Seien wir auch hier nüchtern und nehmen wir nicht gleich die Herzen für uns in Anspruch, die doch erst in gemeinsamer Arbeit mit uns verwachsen können!"[40] – Aus Dankbarkeit also solle Deutschland den dänischen Nordschleswigern zukünftig mehr Raum zum Leben lassen. Und das meint übertragen: diesen mit mehr Toleranz, Souveränität und Vertrauen begegnen. Die Herzen, also das nationale Bekenntnis, die würden, so der fest von seiner deutschen Sendung überzeugte Schmidt-Wodder, später schon folgen … So ganz nebenbei hat der engagierte Pastor aus der Überraschung über die Zuverlässigkeit der dänischen Nordschleswiger die Richtigkeit seiner Verständigungspolitik der letzten zehn Jahre hergeleitet und dem preußisch-deutschen Staat eine Richtschnur zur Neuorientierung gewiesen.

Ziehen wir die bisher ausgiebig zitierten Perspektiven der Reichsdänen Nielsen und Ottosen sowie des Deutschen Schmidt-

38 Dieses und die beiden folgenden Zitate: Ebenda, S. IX.

39 Ebenda, S. X.

40 Ebenda, S. XI.

04 Danker 01.06.2008 16:37 Uhr Seite 138

Wodder zusammen, so erkennen wir eine ziemlich stabile Übereinstimmung in der mittelfristigen Zukunftserwartung: Durch ihre überraschend bewiesene Loyalität würden die dänisch gesinnten Nordschleswiger als deutsche Staatsbürger in der Nachkriegszeit mehr Luft zum Atmen erhalten; implizit erwartete dies auch der so brillant formulierende H. P. Hanssen. Sie alle irrten, denn es würde am Ende alles so anders kommen!

II. Dänische Feldpostbriefe von der deutschen Front. Wenden wir uns den einfachen Leuten zu, den Soldaten – und ihren so schwierig interpretierbaren Feldpostbriefen, einer ganz eigenen Quellengattung: 28,7 Milliarden Feldpostsendungen zwischen Front und Heimat sowie umgekehrt beförderte die deutsche Feldpost 1914 bis 1918. Täglich gingen im Durchschnitt allein 6,8 Millionen von der Front nach Hause![41] Dem Massenkommunikationsmittel Feldpostbrief kam offenbar eine immense Bedeutung zu: Er sollte Familien zusammen halten, Trost spenden, Informationen austauschen und manches mehr leisten, vor allem aber dabei helfen, dem Sinnlosen individuell und biografisch einen Sinn zu geben. Entweder dadurch, dass stereotype Sinngebungen rezitiert wurden, oder auch dadurch, dass der Einzelne innerhalb seines Horizontes einen ganz eigenen Sinn entwickelte,[42] Literatur schuf – oder Verzweiflung artikulierte. Jedenfalls handelte es sich um einen „Volkskrieg", in dem jeder mitredete, der indes auch vermarktet wurde: Allein 97 Feldpostbriefeditionen zählte der Historiker Bernd Ulrich in der ehemaligen Königlichen Bibliothek zu Berlin für die Jahre 1914 bis 1918.[43]

Es sind die Augenzeugen, die alles wahrhaftig erlebten, die sich in Wort und Schrift äußern. Für die einen sind sie Herolde der Heldentaten und großen Erlebnisse des Krieges, für andere bilden sie Zeugen der Pflicht, Härte und Tiefe des Erlebten, für wieder andere produzieren sie Zeugnisse der Gewalt, des Widersinns, der Not. Für alle aber bilden Feldpostbriefe vor allem eines: absolut authentische Zeugnisse des Krieges, und zwar von unten.[44] Und genau das sind sie nur in eingeschränkter Weise. Denn da fließt viel mit ein, wenn einer an der Front oder eine in der Heimat zur Feder greift: Man will beruhigen und beschönigen, man will erzählen und zuspitzen, man will stilisieren und sich positionieren, man will zwar auch Gefühle ausleben und pflegen, vielleicht subjektive Wirklichkeit beschreiben, sich befreien von Bildern usw. usf. Immer aber ist darüber hinaus vieles zu bedenken und vor allem an Leser zu richten: Da gibt es die Adressaten, da gibt es aber auch die – potentiell jedenfalls – mitlesenden Vorgesetzten und Zensurbeamten.

Die deutschen Zensurkriterien im Ersten Weltkrieg wandelten sich, die Aufhebung des Briefgeheimnisses bildete für den preußischen Rechtsstaat eine rechtlich nicht ganz einfache Sache.[45] Generell galt als Richtschnur, das private Dinge nicht zensiert werden sollten, Ortsangaben und militärische Informationen dagegen sehr zurückhaltend zu handhaben wären, dass „Verstöße gegen die Manneszucht" und „in hohem Maße entmutigende Kundgebungen", also Jämmerliches jeder Art, völlig zu unterbleiben hätten.[46] Es gab also

41 Vgl. Bernd Ulrich 1989 (wie FN 6), S. 43; Bernd Ulrich, Benjamin Ziemann (Hg.): Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit, Frankfurt am Main 1994.

42 Vgl. Bernd Ulrich: „Militärgeschichte von unten". Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 473-503, hier: 492f.

43 Vgl. ebenda, S. 477-480.

44 Vgl. ebenda, S. 501.

45 Vgl. Bernd Ulrich 1989 (wie FN 6), S. 49 - 59.

46 Bernd Ulrich 1989 (wie FN 6), S. 59-64, hier: 59.

Abb. 5: Soldatenbriefe, wichtigste Informationsquelle für die Angehörigen über das Leben an der Front und noch während des Krieges editiertes und instrumentalisiertes Medium (Großer Bilderatlas des Weltkrieges, München 1915)

Anlässe für Eingriffe, wobei die Maßnahmen nur stichprobenartig zu bewältigen waren. Wenn aber zensiert und disziplinarisch eingegriffen wurde, dann drakonisch; nicht umsonst forderten im November 1918 die in Kiel revoltierenden Matrosen die Aufhebung der Zensur!

Bei der Analyse von Feldpostbriefen müssen wir also massive inhaltsfremde Einflüsse mitdenken: „institutionalisierte Zensur" und „internalisierte private Zensur" zugleich,[47] wobei letztere sich aus der inneren ‚Schere im Kopf' und individuell-privaten Motiven[48] speisen konnte. Der Brite Paul Fussell schuf für englische Feldpost die wunderbare Charakterisierung: „The trick was to fill the page by saying nothing and to offer the maximum number of clichés."[49]

Wir dürfen gleichwohl darüber staunen, was alles so in Feldpostbriefen doch geschrieben werden konnte: 1916 gab es massenhaft Briefe, die die Daheimgebliebenen in der Hoffnung auf eine Kriegsverkürzung aufforderten, keine neue fünfte Kriegsanleihe zu zeichnen, auch sollen sich zur selben Zeit die „Jammerbriefe" aus der Heimat statistisch gehäuft haben, Briefe, die von Hunger und Not berichteten und nach Ansicht der Obersten Heeresleitung keinen hinhaltenden Durchhaltecharakter aufwiesen.[50] Es gibt viele Beispiele für ganz ungeschminkte Briefe von der Front, die alles, nur keine heroischen Elemente mehr enthielten.[51] Das war der Obersten Heeresleitung

47 Bernd Ulrich 1989 (wie FN 6), S. 42. Vgl. derselbe 1996 (wie FN 42), S. 493ff.

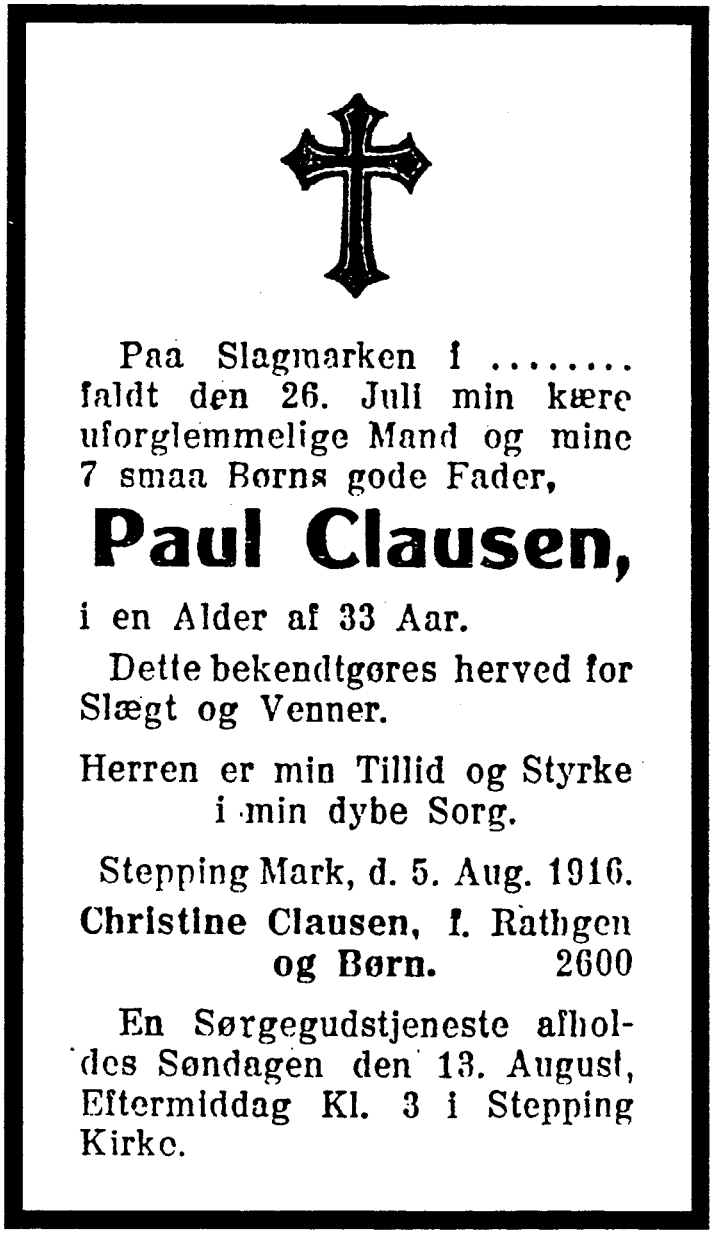
48 Vgl. auch: Gerd-Walter Fritsche: Bedingungen des individuellen Kriegserlebnisses, in: Peter Knoch (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989, S. 114-152.

49 Zit. bei Bernd Ulrich 1996 (wie FN 42), S. 495. Der ebenfalls britische Wissenschaftler John Keegan hält deshalb überhaupt nichts von der Quellengattung Feldpostbriefe: Historiker degradierten sich zu bloßen Abtippern! Zitiert ebenda, S. 500, Fußnote 105.

50 Vgl. Bernd Ulrich 1989 (wie FN 6), S. 61.

51 Vgl. die zitierten Beispiele bei Wolfgang Kruse: Krieg und Klassenheer. Zur Revolutionierung der deutschen Armee im Ersten Weltkrieg, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 530-561, hier: 535f.

04 Danker 01.06.2008 16:38 Uhr Seite 140



Paa Slagmarken i ..... faldt den 26. Juli min kære uforglemmelige Mand og mine 7 smaa Børns gode Fader,

Paul Clausen,

i en Alder af 33 Aar.

Dette bekendtgøres herved for Slægt og Venner.

Herren er min Tillid og Styrke i min dybe Sorg.

Stepping Mark, d. 5. Aug. 1916.

Christine Clausen, f. Rathgen og Børn. 2600

En Sørgegudstjeneste afholdes Søndagen den 13. August, Eftermiddag Kl. 3 i Stepping Kirke.

Abb. 6: Todesanzeige für einen nordschleswigschen Frontsoldaten (Niels H. Kragh-Nielsen: Sønderjyder i den store krig 1914 -18, Åbenrå 1993)

natürlich unbequem.[52] Aber bei der Auswertung sei Vorsicht angemahnt: Wer potentiell 28,7 Milliarden Briefe zur Verfügung hat, findet für alles ‚sein' Zitat. Verlassen wir uns also auf Fachleute wie Bernd Ulrich und Peter Knoch, die große Felder und breite Spannungsbögen der Wirklichkeitsabbildungen feststellen,[53] auf Wolfgang Kruse, der aus Feldpostbriefen aus der sozialdemokratisch orientierten Arbeiter-Klientel generelle Friedenssehnsucht bis hin zur offenen Kriegsgegnerschaft destillierte,[54] und auf Volker Ullrich, der aus den Kriegsfreiwilligen von 1914 den neuen Typus des „desillu-

52 Vgl. Bernd Ulrich: „Eine wahre Pest der öffentlichen Meinung". Zur Rolle von Feldpostbriefen während des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit, in: Gottfried Niedhart, Dieter Riesenberger (Hg.): Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeiten 1918/1945, München 1992, S. 319-330.

53 Vgl. Bernd Ulrich: Die Augenzeugen: deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933, Essen 1997; Peter Knoch: Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung, in: Geschichtsdidaktik 2 (1986), S. 154-171; derselbe (Hg.): Kriegsalltag. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989.

54 Wolfgang Kruse 1996 (wie FN 51), S. 539ff.

04 Danker 01.06.2008 16:38 Uhr Seite 141

sionierte[n], harte[n] Frontkämpfer[s]“erwachsen sieht, den Krieger „im technischen Zeitalter, für den das Kämpfen kalte, mechanische Pflichterfüllung“ wird.[55]

Nähern wir uns selbst derartigen Quellen, sollten wir große Vorsicht bei der Auswertung walten lassen und bei publizierten Sammlungen von Feldpostbriefen darum wissen, dass sie noch problematischer sind: Es gehen womöglich Kürzungen ein, Verdichtungen, bewusste Streichungen, vor allem aber ist die Subjektivität und Zielgerichtetheit der Auswahl von Briefen durch den Herausgeber oder die Herausgeberin zu beachten!

Mit all unserem Vorwissen lesen wir also jetzt ‚dänische Feldpostbriefe‘ – und werden überrascht: Das, was wir erwarten, finden wir zwar und ausdrücklich, aber doch eher selten und nachrangig. Wobei, wenn wir genau lesen, wieder manches sich schließt. Wovon also handeln die von Nielsen (und von Ottosen) publizierten Briefe?

Beginnen wir mit einem fast idealtypischen Brief vom 9. November 1914 aus der Region Posen. Da ist zunächst der idyllisch-fröhliche Kriegsalltag, erlebt auf einem Gut: „Nun sitzen wir also in B. bei einem Bauern, der sein Stückchen Boden von einem parzellierten Rittergut erhalten hat. Er stammt sonst von Westfalen. Er ist allein hier mit seinem Sohn und einer halbwüchsigen Tochter, die andern Familienglieder flohen, als sich die Russen Thorn näherten. Sie waren sehr froh, als wir kamen. Kaffee wurde gekocht und ein paar Gänse wurden geschlachtet. Die Tochter war jedoch nicht recht mit den Gänsen vertraut, und so griffen Störbeck, ein Mecklenburger Kleinbauernsohn, und ich ein … Wir vertreiben uns die Zeit, bis das Essen fertig ist, mit verschiedenen Dingen. Am Tisch sitzen vier Polacken[56] und spielen Karten.“[57]

Schließlich wird es politisch: „G. schreibt, alle daheim seien unter die Fahnen geeilt. Einen besseren Beweis dafür, dass wir getreue Mitbürger sind, können sie doch nicht bekommen. Manch einem mag es schwer gefallen sein, mit hinauszuziehen. Aber die Pflicht und das Recht, auf unserm Boden zu wohnen, hat sie getrieben. Und hier soll keiner von uns sagen können, dass wir unsre Pflicht nicht bis auf Tüpfelchen erfüllen und die Feuerprobe ebenso gut bestanden haben wie jeder andere Soldat im Heer. Das Mittagsmahl ist fertig.“[58]

Hier findet sich direkt und unmittelbar jene Argumentation, die wir schon von H. P. Hanssen kennen: Durch Erfüllung ihrer Pflicht gegenüber dem deutschen Staat würden dänische Nordschleswiger ihre Bürgerrechte mehren. Bis in die Wortwahl ähnlich schreibt am 26. Oktober 1914 ein anderer Soldat nach Hause: „Von G. erhielt ich manche Karte und bin froh, dass sie so fleißig meiner gedenkt. G. schrieb mir, alle Männer daheim seien unter die Fahne geeilt. Darüber bin ich sehr froh. Möchte unser Bürgerrecht nun in Zukunft etwas besser respektiert werden. Einen besseren Beweis dafür, dass wir treue Mitbürger sind, kann doch nicht geliefert werden.“[59]

Auch er ist übrigens wie der zuerst Zitierte in weiteren Feldern politisch interessiert, wenn man seinen ausdrücklichen Antisemitis-

55 Volker Ullrich: Kriegsalltag. Zur inneren Revolutionierung der Wilhelminischen Gesellschaft, in: Wolfgang Michalka (Hg.): Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München 1994, S. 603-621.

56 Zu dieser Zeit noch nicht mit abwertender Konnotation genutzt!

57 Zit. in Harald Nielsen (wie FN 9), S. 25 f.

58 Zit. ebenda, S. 26.

59 Zit. ebenda, S. 19.

04 Danker 01.06.2008 16:38 Uhr Seite 142

mus so charakterisieren mag: „In den Dörfern dominieren meistens Juden. Die kenne ich hier nur als schmutziges, geldgieriges Pack. Letzthin sagte einer zu mir – beinahe alle können deutsch sprechen – ‚Gott gebe, die Deutschen möchten gewinnen. Die Juden in Deutschland sind alle reiche Leute.' Bei ihnen dreht sich alles nur ums Geld."[60]

60 Zit. ebenda, S. 20.

Unter allen vom damaligen Herausgeber ausgewählten Feldpostbriefen stellen diese beiden Briefe die einzigen dar, die explizit die minderheitenpolitische Strategie ausdrücken. Für einen umfänglichen, gezielt zusammen gestellten Band sind das nicht eben viele Dokumente!

Der Soldat Niels schreibt am 9. April 1915 aus Russland an seine Eltern unter anderem: „Nun haben wir an die fünf Monate in diesem schrecklichen Land gelebt und sind es seit langem schon herzlich überdrüssig … Man mag die beliebigsten Sympathien hegen, man kann dies oder das wünschen, aber die russische ‚Kultur' darf nicht siegen und sich ausbreiten. Das kann sie natürlich auch nicht. In Russland drängt vieles danach, drunter und drüber gekehrt zu werden – ja beinahe alles! Wer es nicht aus Erfahrung kennt, kann sich unmöglich einen Begriff machen, was für ein hirnverrücktes Land Russland ist. Zum Schluß viele herzliche Grüße von Euerm Niels"[61]

61 Zit. ebenda, S. 165.

Schachernde Juden und zivilisationsfeindliche, böse Russen: Diese – in dem Band nicht häufigen, aber doch auffindbaren – individuellen Feindbilder von dänischen Nordschleswigern unterscheiden sich in nichts von jenen ihrer deutschen Kameraden. Sie sind vorurteils- und angstbeladen, intolerant und rassistisch.

Wovon handeln die Feldpostsendungen weiter und auch häufiger? Zum einen – natürlich – von männlichen Kriegserlebnissen! Da gibt's den heroischen Krieg. Aus Ostpreußen schreibt am 7. Dezember 1914 Jens an seine Eltern: „Plötzlich taucht da ein russischer Soldat auf und bleibt gerade vor mir stehen. Ich rufe ihn an: Wer da! Und der Ärmste schreit auf und fürchtet sich entsetzlich. Das Gesicht und den Schrei vergesse ich wohl im Leben nicht mehr. Er verschwand im Wald, wir schossen nicht, und er schoss ebenfalls nicht. Aber was jetzt, auf einmal war der ganze Wald voller Russen."[62]

62 Zit. ebenda, S. 28.

Erlebnisreich geht es über Seiten weiter. Etwa im folgenden Stil: „Wir rechneten damit, dass die Russen ein bißchen dumm sind. Dann krochen wir auf allen Vieren durch den Wald, der Stelle zu, wo wir Posten gestanden hatten."[63] So und ähnlich wird immer und überall aus dem spannenden Krieg berichtet. Und auch die das Abenteuer beschließende Formel könnte aus jedem Feldpostbrief des Ersten Weltkriegs stammen: „Ja, wir müssen Gott danken, dass wir so gut davongekommen sind, denn hätte er uns nicht beigestanden, wären wir niemals wiedergekommen. Und er wird mir auch weiter helfen."[64]

63 Zit. ebenda, S. 31.

64 Zit. ebenda, S. 33.

Trost in der christlichen Religion finden viele. Auch Jeppe Østergård, der am 17. Oktober 1914 – übrigens wenige Tage vor dem eigenen Tod – Eltern eines Kameraden in Kastrup/Nordschleswig die Todesnachricht sandte: „Aber wenn auch noch kein Ende abzusehen

04 Danker 01.06.2008 16:38 Uhr Seite 143

ist und keiner weiß, was die kommende Stunde bringen wird, bleibt unser Trost, dass wir auf den alten Gott bauen und uns getrost seiner Allmacht hingeben dürfen, wissend, dass nichts ohne seine Willen geschieht."[65]

Da gibt's auf der anderen Seite den fröhlichen Krieg, den ein noch unverheirateter Landwehrmann am 18. Januar 1915 aus Frankreich in einem Brief an eine Nachbarin im Kreis Haderleben schildert: „Empfangen wir dann Besuch unsrer Nachbarn, werden hier drei Sprachen geredet: dänisch, deutsch und französisch."[66] Und weiter fragt er naiv-vertrauensvoll an: „Eine unsrer Nachbarinnen ist ein hübsches junges Mädchen von 17 Jahren. Was würdet Ihr im Dorf sagen, wenn ich sie mit heimbrächte?"[67] – Immerhin erwägt dieser Schleswiger ja, eine artfremde Französin mit heim zu bringen!

Ein gewisser Kristen schreibt am 8. Februar 1915 aus dem französischen Lassigny an seine Eltern schlicht: „Man lebt beinahe, erlaubt mir eine deutsche Redensart, wie ‚der Herrgott in Frankreich'."[68] Aber: Auch der fröhliche Krieg der Sieger lässt hin und wieder Schatten erkennen. Kristen weiter: „Sous ist ein kleines 11jähriges Mädchen. Sie nennt mich immer Kristen le danois, da ich ihr erzählt habe, meine Muttersprache sei dänisch. Die eine der Frauen gleicht sehr den Nordländerinnen, die andere mit kohlschwarzem Haar und schwarzen Augen, ist mehr romanisch. Ihr Mann liegt an der Front und seit August hat sie nichts mehr von ihm gehört. Sie ist sehr schwermütig."[69]

In diesen Zeilen erscheint die Kernbotschaft eher noch heiter und selbstverständlich, die Mitteilung des aktiv erlebten Krieges als – in diesem Fall: männliches – Schicksal. Andere drücken es düsterer aus. So ein Anonymus in einem bemerkenswerten Brief aus Flandern im Mai 1915: „Verluste die wir erleiden, berühren uns schmerzlich. Aber wir dürfen uns dem Schmerz nicht hingeben und nicht bei der Erinnerung verweilen. Der Krieg geht seinen unerbittlichen Gang neuen Kämpfen und neuen Verlusten entgegen. Die Tage rollen gleich schweren Wogen gegen den Strand."[70] Weiter heißt es in fatalistisch-realistischer Stimmung: „So ist es um den Krieg bestellt."[71] Korrekt also gibt Herausgeber Nielsen diesem, hier nur in sehr kurzen Ausschnitten zitierten Brief die Überschrift: „Ein wenig Kriegspsychologie".

Sinngebung in diesem Krieg ist ohnehin schwierig. Aus der Perspektive von unten bricht er aus, kommt über die (einfachen) Menschen, ist ein Phänomen, das von allen Konfliktparteien an der Front wie in der Heimat identisch erfahren wird, ein Phänomen, gegen das man sich nicht wehren kann, in dem vielmehr der Mann seinen Mann zu stehen und die Frau zu warten hat, in dem Abenteuer und Fatalismus vorherrschen.

Ein Anonymus schreibt am 21. Januar 1915: „Wie sind wir im Grunde doch undankbar gewesen, – sind es gewesen, denn weiß Gott, wir sind es nicht

65 Zit. ebenda, S. 85.

66 Zit. ebenda, S. 44.

67 Zit. ebenda.

68 Zit. ebenda, S. 109.

69 Zit. ebenda.

70 Zit. ebenda, S. 129.

71 Zit. ebenda, S. 130.

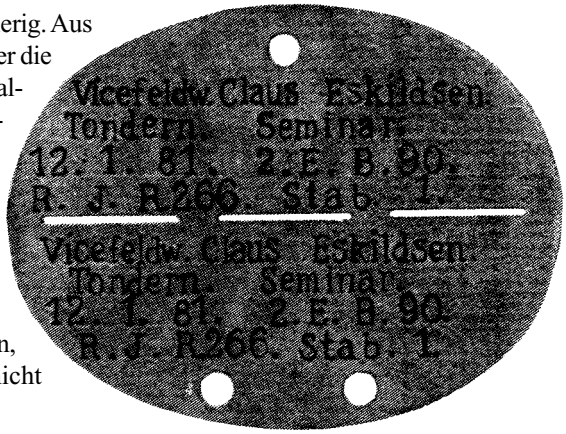


Abb. 7: Erkennungsmarke eines Soldaten aus Tondern
(Niels H. Kragh-Nielsen: Sønderjyder i den store krig 1914 -18, Åbenrå 1993)

04 Danker 01.06.2008 16:38 Uhr Seite 144

mehr."[72] Dann seine verzweifelt klingende Hoffnung: „Ja, wir wollen hoffen, dass das Ganze bald ein Ende haben wird. Welch ein Glück für den, der dann wieder heim zu seinen Lieben eilen darf!"[73] Und aus Frankreich schreibt einer an seine Kristine in Nordschleswig am ersten Weihnachtstag 1914: „Ja, das war unser Weihnachtsabend. Aber danach, während wir auf Wache standen, waren unsre Gedanken weit fort. Sie waren daheim, wo Ihr Lieben Weihnachten feiertet, und obwohl es fest fror, konnte es doch, was mich anbelangt, die Tränen nicht abhalten. Beim Gedanken an Euch daheim stahl sich eine Träne nach der andern die Wange hinab."[74]

Fast beliebige Zitate! Dieses im Kern unkonkrete Heimweh und diese weihnachtliche Sehnsucht mit Rührseligkeit, sie kennt jeder Soldat; beides verbindet sie alle. Aber natürlich wird ein ‚Südjüte' sein Heimweh konkretisieren können: Da schreibt Fritz im kalten Februar 1915 aus Russland an Mutter und Tante: „Wir sprechen dann davon, wenn der Krieg nur vorbei wäre; aber das ist wohl ein Thema, das jeder Soldat ein paar Mal des Tages abhandelt. Sonst plaudern wir von unserm lieben Heimatland und vergleichen es und seine Bevölkerung mit Land und Leuten hier. Wie man stolz darauf sein kann, Nordschleswiger zu sein! Wären wir nur wieder da droben! Wie es uns auch ergehen mag, niemals mehr wollen wir unzufrieden sein."[75]

Und der Soldat Paul schreibt ebenfalls aus Russland, und zwar am 28. Dezember 1914: „Wie herrlich muss es sein, wieder heim in das schöne Nordschleswig zu kommen. Die russische Sprache ist nicht zu verstehen. Etwas Französisch haben wir in den vier Monaten, die wir in Frankreich lagen, gelernt, aber das vergisst sich wohl gleich wieder. Wenn ich nur unter Nordschleswigern wäre. Ihr könnt froh sein, dass Ihr nichts von den Schrecknissen, die ein Krieg mit sich führt, zu sehen bekommt. Innige Grüße. Paul"[76] – Für ihn wäre es schon ein Trost, mit anderen Nordschleswigern zusammen zu sein.

Wir sind beim traurigen und furchtbaren Kriegsgeschehen: Aus vielen Briefen lassen sich nüchtern-realistische Kriegsschilderungen destillieren. Ein Sohn am 25. August 1914 an die Eltern unmittelbar nach seinem ersten Kampferlebnis: „Hinter uns hören wir schreckliches Stöhnen und Jammern der Verwundeten. Die Kugeln pfeifen vorbei und schlagen vor uns ein. Sand sprüht mir ins Gesicht. Es ist schrecklich; …"[77] Noch tröstet er sich wie folgt: „Das wäre nun etliches von den Anstrengungen und Gefahren des Lebens im Feld. Die Hauptsache ist, dass wir leben und gesund und munter sind."[78]

Aus der Umgebung Antwerpens schreibt ein Soldat am 11. Oktober 1914 erschüttert nach Hause: „Es ist gut, dass Ihr in Ruhe und Frieden leben könnt, liebe Eltern, denn es tut gar weh, mit ansehen zu müssen, wie die Ärmsten umherfliehen. Jetzt sind wir hier fertig."[79] Der junge Mann überträgt die vollbrachte Destruktionsleistung auf die eigene Heimat und kann nur Erleichterung darüber empfinden, dass der Krieg in der Ferne tobt. Ein anderer schreibt am 26. Oktober 1914 von der Ostfront: „Möchte der Krieg nur bald ein

72 Zit. ebenda, S. 74.
73 Zit. ebenda, S. 75.
74 Zit. ebenda, S. 78.
75 Zit. ebenda, S. 156f.
76 Zit. ebenda, S. 72.
77 Zit. ebenda, S. 5.
78 Zit. ebenda, S. 7.
79 Zit. ebenda, S. 14.

04 Danker 01.06.2008 16:38 Uhr Seite 145

Ende nehmen. Man soll Zeuge so vielen Elendes sein. Ich könnte so unendlich viel davon heimberichten, aber es ist zu nichts nütze. Glücklicherweise erlebt man auch vielerlei, das gute Kameradschaft zwischen den Soldaten beweist."[80]

80 Zit. ebenda, S. 19.

Ein gewisser Jens Christensen schreibt ebenfalls im Oktober 1914: „Ein Ladestreifen nach dem andern wurde in den Gewehrkasten geschoben, gezielt und abgedrückt. Kaltblütig, ohne das geringste darin zu finden, liegt man da und schießt auf seine Mitmenschen, als ob es wilde Tiere seien. Und es fechtet einen nicht das geringste an – sonderbar genug."[81] – Nichts Heroisches lässt sich in diesen traurigen Briefen mehr erkennen. Sie berichten realistisch ungeschminkt von Leid und der eigenen, fatalistisch motivierten Mitwirkung daran.

81 Zit. ebenda, S. 59.

Da hat schon Glück, wer verletzt und gefangen wird. So schreibt etwa der Obermaat Theodor Duus aus Apenrade in einem Brief an die Eltern: „Ich bin gerettet, wenn auch schwer verwundet. … Wir schwammen eine halbe Stunde, dann retteten uns die Engländer ganz nett und hübsch. Aber mein rechtes Auge ist ausgeschossen und die Haut an meinen beiden Armen ist vom Granatfeuer verbrannt. Meine Arme sind nun bald wieder heil, und das Auge hat sich auch bald wieder erholt. Vielleicht erhalte ich hier in England ein Glasauge. Sonst bin ich gesund, munter und bei gutem Humor."[82] – Ein echter Nordschleswiger also, sonst „munter und bei gutem Humor"…

82 Zit. ebenda, S. 37.

Diese Leute, die Nordschleswiger, werden im Heer durchaus als Gruppe wahrgenommen und offenbar oft auch zusammen eingesetzt. Mathias schreibt am 24. Oktober 1914 an seine „liebe Mutter": „Die vierspännige Proviantkolonne, der ich zugeteilt bin, wurde ja in Rendsburg ausgerüstet. Die Hälfte der Mannschaft ist aus Nordschleswig und der Rest aus Südschleswig."[83] Und dann will er Folgendes erlebt haben: „Bei der Ankunft muß uns unsere Sprache verraten haben, denn wir hörten, wie die Leute sagten: ‚Nun kommen die Dänen!' Ein anwesender Offizier bemerkte dazu: ‚Ja, mit den Leuten möchte ich auch ins Feld ziehen.'"[84]

83 Zit. ebenda, S. 8.

84 Zit. ebenda.

Der Zusammenhalt wirkt auch zurück auf die Heimat. Da nutzen manche ihre Feldpostsendungen etwa zur präzisen Information: „Da wurde Nis Hansen von Kekenis leicht an der Hand verwundet. Hans Jensen von Süder-Hostrup wurde am Bein verwundet. Ja, da verloren wir so viele gute Leute."[85] Und immer bilden die anderen Nordschleswiger für den einzelnen die natürliche Primärgruppe in der Ferne: „Ich habe hier viele Nordschleswiger … getroffen, die auch zu unsrer Division gehören. Das hat mich riesig gefreut. Wir heißen uns gegenseitig Jens. Wenn sie mich als neuen Kameraden vorstellten, hieß es immer, das ist auch ein Jens."[86]

85 Zit. ebenda, S. 5.

86 Zit. ebenda, S. 158.

Die Heimatverbundenheit, die eigene regionale, kulturelle und nationale Identität, die helfen den ‚dänischen Soldaten' über manches hinweg. Ein Anonymus notiert: „Wer Zeuge all des Elendes war, das ein Kampf mit sich führt, – die Verwundeten, die jammern, die Einwohner, die stockweise fliehen, ihre teuerste Habe mitführend – hat genug von den Schattenseiten des Lebens gesehen.

04 Danker 01.06.2008 16:38 Uhr Seite 146

Man wird zugleich weich und hart in seinem Sinn. Weich, da man wieder und wieder das letzte Stückchen mit den Kameraden teilt, hart, da man nicht das geringste darin findet, Menschen niederzuschießen. Das Ganze ist wie eine Treibjagd. … Hier in der Kompagnie sind gar viele, die dänisch sprechen, und viele sind meine guten Kameraden. Wir teilen alles miteinander …“[87]

87 Zit. ebenda, S. 36.

Da rückt man in der seelischen Not und geografischen Ferne – natürlich – zusammen. Am 26. Dezember 1914 heißt es in einem Feldpostbrief: „Wir Nordschleswiger setzten uns dicht in einen Kreis, der Platz war ja knapp, und dann sangen wir unsre schönen Weihnachtslieder, während uns zur Seite die Trommel schlug und Soldatenlieder gesungen wurden.“[88] – Trost ja, auch ein Zusammenrücken. Ohne Frage. Aber mehr als auch auf andere heimatverbundene Soldaten übertragbare Verhaltensmuster lassen sich nicht herausfiltern!

88 Zit. ebenda, S. 134.

III. Desertionen und ähnliche Erfahrungen. Es folgt ein kleiner Exkurs, der nicht unterbleiben darf, weil auch dieser Teil der Wirklichkeit berücksichtigt werden muss: Gemeint ist die Option der Fahnenflucht. Für jene nordschleswigschen Einberufenen und Soldaten, denen es nicht gelang, einen Sinn in das Kriegsgeschehen unter ihrer Beteiligung zu projizieren, oder die am Alltag verzweifelten, gab es die indes sehr schwer wiegenden Alternativen: die Flucht oder die Desertion, die meist die Flucht über die Königsau, also den Verlust von Heimat und Scholle, mit einschloss. Die meisten lösten das klug und blieben direkt nördlich von der Königsau in der unmittelbaren Nähe ihrer Heimat![89] Der Begriff der Fahnenflucht oder Desertion wird von Svend Falkner Sørensen, dem Historiker dieses spezifischen Aspektes, zu recht mit einem Fragezeichen versehen.[90] Denn: Welcher Nationalflagge sollten sich dänische Nordschleswiger im ‚Ringen der Völker‘ eigentlich verpflichtet fühlen?

89 Vgl. Svend Falkner Sørensen (wie FN 15), S. 95.

90 Vgl. ebenda, Titel.

Von einem bequemen Entzug der Pflicht kann übrigens auch nicht gesprochen werden. Die betroffenen Männer machten sich die retrospektiv so vernünftige und zukunftweisende, in der aktuellen Situation aber kaum kalkulierbare Entscheidung nicht leicht. Ein Indiz dafür ist, dass Fahnenflucht erst im Verlauf des Krieges zum relevanten Thema wurde: Die Höhepunkte dänischer Desertionen datieren auf den Zeitraum zwischen August 1916 und Dezember 1917,[91] eine Phase also, in der auch vielen anderen die unendliche Sinnlosigkeit dieses Krieges klar wurde! 2 500 fahnenflüchtige Nordschleswiger listeten die deutschen Behörden schließlich auf.[92] Interessant und erklärungsbedürftig ist dabei ein West-Ost-Gefälle: 80 Prozent aller Deserteure stammten aus dem nordwestlichen Kreis Hadersleben![93]

91 Vgl. ebenda, S. 58.

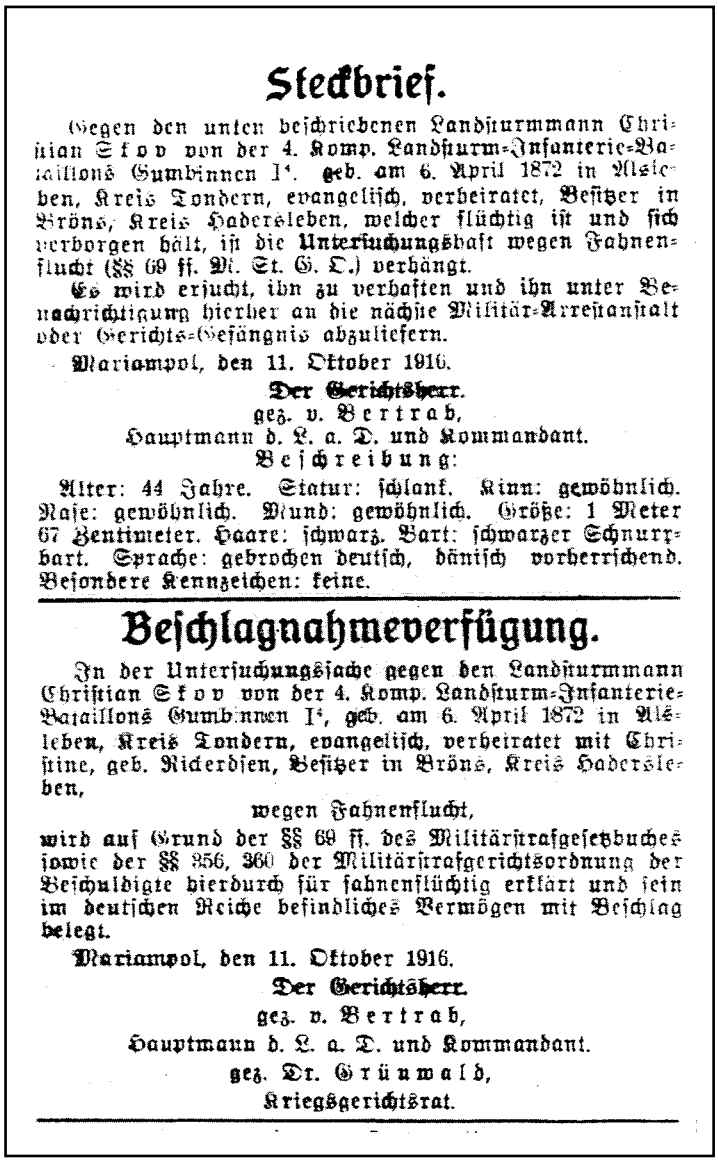
92 Vgl. ebenda, S. 9.

93 Vgl. ebenda, S. 25, 50.

Dänemark, das Fluchtziel, war und blieb neutral im Krieg. Entsprechend zurückhaltend, ja schweigsam reagierte das offizielle staatliche, aber ebenso helfend und aufnehmend das inoffizielle gesellschaftliche Dänemark auf die Flüchtlinge, für die man eigentlich so viel Verständnis aufbrachte.[94] Und – abgesehen von einzelnen doch überraschend korrupten Grenzbeamten im nördlichsten

94 Vgl. ebenda, S. 83-99, 33.

04 Danker 01.06.2008 16:39 Uhr Seite 147



Steckbrief.

Gegen den unten beschriebenen Landsturmmann Christian Skov von der 4. Komp. Landsturm-Infanterie-Bataillons Gumbinnen I[4], geb. am 6. April 1872 in Alsleben, Kreis Tondern, evangelisch, verheiratet, Besitzer in Bröns, Kreis Hadersleben, welcher flüchtig ist und sich verborgen hält, ist die Untersuchungshaft wegen Fahnenflucht (§§ 69 ff. M. St. G. O.) verhängt.

Es wird ersucht, ihn zu verhaften und ihn unter Benachrichtigung hierher an die nächste Militär-Arrestanstalt oder Gerichts-Gefängnis abzuliefern.

Mariampol, den 11. Oktober 1916.

Der Gerichtsherr.
gez. v. Bertrab,
Hauptmann d. L. a. D. und Kommandant.

Beschreibung:

Alter: 44 Jahre. Statur: schlank. Kinn: gewöhnlich. Nase: gewöhnlich. Mund: gewöhnlich. Größe: 1 Meter 67 Zentimeter. Haare: schwarz. Bart: schwarzer Schnurrbart. Sprache: gebrochen deutsch, dänisch vorherrschend. Besondere Kennzeichen: keine.

Beschlagnahmeverfügung.

In der Untersuchungssache gegen den Landsturmmann Christian Skov von der 4. Komp. Landsturm-Infanterie-Bataillons Gumbinnen I[4], geb. am 6. April 1872 in Alsleben, Kreis Tondern, evangelisch, verheiratet mit Christine, geb. Ricerdsen, Besitzer in Bröns, Kreis Hadersleben,

wegen Fahnenflucht,

wird auf Grund der §§ 69 ff. des Militärstrafgesetzbuches sowie der §§ 356, 360 der Militärstrafgerichtsordnung der Beschuldigte hierdurch für fahnenflüchtig erklärt und sein im deutschen Reiche befindliches Vermögen mit Beschlag belegt.

Mariampol, den 11. Oktober 1916.

Der Gerichtsherr.
gez. v. Bertrab,
Hauptmann d. L. a. D. und Kommandant.
gez. Dr. Grünwald,
Kriegsgerichtsrat.

Abb. 8: Fahndung nach einem Deserteur aus dem Kreis Hadersleben, aus dem die meisten Fahnenflüchtigen stammten. (Svend Falkner Sørensen: Faneflugt?, Åbenrå 1989)

Preußen –[95] reagierte auch Deutschland, wie man es erwarten würde: mit der schon klassischen Antwort, der Ausbürgerung und Beschlagnahme des Vermögens.[96] – Diese Ausbürgerungslisten bilden übrigens die seriellen Quellen zur Desertion für uns Historiker heute.

Abschließend zurück zur Feldpost: Vergleichen wir die betrachteten Briefe mit jenen aus der etwas späteren Zusammenstellung von Martha Ottosen, so lassen sich keine relevanten Unterschiede erkennen: Das Spektrum, die Schwerpunkte und die Themen, sie sind die gleichen. Wir dürfen bei aller Vorsicht gegenüber der Auswahl durch die Herausgeber und der neuerlichen Verdichtung durch mich von einer gewissen Repräsentativität jedenfalls der aufgespannten Bandbreite ausgehen.

95 Vgl. ebenda, 35ff.

96 Vgl. ebenda, S. 40ff., 71.

04 Danker 01.06.2008 16:39 Uhr Seite 148

Bevor ich vorsichtig einordnende Bemerkungen mache, drängt sich ein Vergleich förmlich auf: der Blick auf die wissenschaftlich bereits dargestellte Referenzgruppe klassenbewusste Arbeiterschaft. Denn es gibt eine interessante Analogie zu den eigenartigen Nöten der dänischen Nordschleswiger im Ersten Weltkrieg: jene der sozialdemokratisch gesinnten deutschen Arbeiter, die seit Jahrzehnten den Imperialismus, die Kriegslust und den Nationalismus des kapitalistischen Systems bekämpften und – jedenfalls in der Theorie – ihren pazifistischen Internationalismus dagegen gesetzt hatten.

Die Forschung liefert tatsächlich Aspekte, die uns jetzt sehr bekannt vorkommen: Sozialdemokratische (deutsche) Soldaten im Ersten Weltkrieg werden dargestellt als Leute, die nüchtern waren oder es schnell wurden, den Wahnsinn des Krieges erkannten, allerdings auch Feindbilder und die angebliche deutsche Verteidigungsrolle adaptierten und schließlich mit ihrer loyalen Mitwirkung am Krieg intensive Zukunftshoffnungen verbanden. Allerdings wird neuerdings die Burgfriedenspolitik der Sozialdemokratie neu interpretiert: Nach Wolfgang Kruse war es allein die politische Spitze der SPD, die durch ihre Politik „nationale Integration“ und bürgerliche Anerkennung erwirken wollte, also eine „integrative Perspektive“ verfolgte, die schließlich auch „innenpolitische Reformen“ mit sich bringen wurde.[97] Die Zuspitzung auf die Führung der Arbeiterbewegung ändert nichts daran, dass sozialdemokratische Arbeiter dieser Strategie folgen mussten – und vertrauensvoll auch folgten,[98] jedenfalls zum Teil das von Hoffnungen getragene Denken übernahmen, mutmaßlich genauso wie ihre nordschleswigschen Kameraden in ganz anderem Kontext. Denn: Etwas Trost enthielt der Weg allemal!

97 Wolfgang Kruse: Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15, Essen 1993, S. 223ff.

98 Vgl. Peter Knoch 1996 (wie FN 53), S. 167.

Die Feldpostüberwachung der 5. Armee hielt am 12. Juli 1917 fest: „Die Friedenssehnsucht findet in jedem Brief lebhaften Ausdruck. … Von einem Frieden um jeden Preis will aber der größte Teil der Briefschreiber nichts wissen. Leute, die sich als Sozialdemokraten offen bekennen, haben wiederholt geäußert, daß sie nicht umsonst die Opfer gebracht haben wollten.“[99]

99 Zit. bei Wolfgang Kruse 1993 (wie FN 97), S. 138.

Gleichwohl gibt es sehr beeindruckende Zitate aus sozialdemokratischen Feldpostbriefen, die belegen, wie konsequent und klug mancher bei seiner marxistisch-pazifistischen Analyse des wahnwitzigen Kriegsgeschehens blieb.[100] Auch wenn die Kampffähigkeit des Heeres bis zum bitteren Ende aufrecht erhalten werden konnte, so ist doch als generelle Entwicklung festzuhalten, dass bereits ab 1915 Selbstverstümmelungen statistisch anstiegen, ab 1916 erste Meutereien verzeichnet wurden und generell die Stimmung seit 1916 schlecht war.[101] – Es war kein Zufall, dass der Nielsen-Band 1916 bei Diederichs erschien und zum gleichen Zeitpunkt die statistisch relevanten Desertionen von dänischen Nordschleswigern einsetzten!

100 Vgl. Wolfgang Kruse 1993 (wie FN 97), S. 136.

101 Vgl. Wolfgang Kruse 1996 (wie FN 51), S. 551-556.

Berücksichtigen wir, dass aufgrund des frühen Erscheinens des von mir betrachteten Bandes von Nielsen alle zitierten Feldpostbriefe aus der Anfangszeit, den ersten Monaten des Krieges stammen, so fällt besonders die früh dominierende Nüchternheit ins Auge, auch die offene Schilderung der furchtbaren Seiten des Krieges. Anderes

04 Danker 01.06.2008 16:39 Uhr Seite 149

freilich war von den unfreiwillig in preußischer Uniform kämpfenden ‚Dänen' auch nicht zu erwarten. Mehr Distanz allerdings auch nicht, denn offene Kritik an der deutschen Politik und Kriegführung war schon aus Zensurgründen nicht möglich.

Auch die weiteren zitierten Phänomene können wir integrieren und interpretieren: Dem Krieg begegnete der normale oder einfache Mensch am Anfang des 20. Jahrhunderts noch mit selbstverständlichem Fatalismus, mit ohnmächtigem Funktionieren, wenn er nicht an seinem Leben verzweifeln wollte. Trost zu spenden, vielleicht aber auch den Fatalismus zu stärken, vermochte auf allen Seiten der europäischen Fronten die christliche Religion. Das bildete den Rahmen für – fast – alle Menschen in Europa 1914 bis 1918. Die nationale Gesinnung steigerte bei den ‚Südjüten' die Sinnlosigkeit der eigenen Beteiligung und Aufstellung fraglos. Aber sie wurde vor dieser grenzenlosen politischen Ohnmacht in stark überwiegend obrigkeitlich strukturierten Staaten und traditionell autoritär ausgerichteten Gesellschaften wohl noch als eher nachrangig wahrgenommen. Die aufwühlende Basiserfahrung war und blieb der Krieg an sich. Er kam wie eine Naturkatastrophe. Und er konnte von jedermann, war er Franzose, Deutscher oder Russe, als abenteuerlich oder schrecklich, als heldenhaft oder grausam, als Sinn gebend oder sinnlos, als stabilisierend oder entwurzelnd wahrgenommen werden. Denn jeder musste irgendwie verarbeiten, was unbeeinflussbar war, aber mit ungeheurer Wucht über ihn kam. Dänisch gesinnte Nordschleswiger machten da keine Ausnahme. Nur war ihre Beteiligung noch ein Stück sinnloser, damit die Rollenfindung noch schwieriger.

04 Danker 01.06.2008 16:39 Uhr Seite 150